

## Von selbstreferentiellen Linien und einem Blick, der nicht sieht.

### Sehen

Es gibt (anerzogene, gelernte) Auslösemechanismen: die Begriffe. Wenn wir eine Reizkonfiguration, also das, was wir zu sehen glauben, mit den Begriffen, über die wir verfügen, zur Deckung bringen können, sprechen wir von einem Seherlebnis. Das gelernte Vorstellungsbild eines Begriffs und das identische, vorher gewusste, also sprachlich strukturierte Erscheinungsbild machen das Sehen aus. Das Auge ist Suchinstrument, kein Aufnahmeorgan. Wir sehen also nur das, was wir vorher erzeugt haben: die Begriffe. Indem wir sehen, bestätigen wir uns selbst. Wir können nur das sehen, von dem wir eine Theorie, einen Begriff haben.

Wenn das Sehen alpha-linear codiert ist, ein Begriffs-Fenster ist, das ausschließt, das nach Festschreibungen und der Einheit von Signifikant und Signifikat sucht, das, als projiziertes Bild, keinen Kontakt zu meinem Körper hat, ist auch die Räumlichkeit etwas Statisches, hierarchisch Geordnetes. Wir machen uns ein Bild von der Welt, wir erinnern Cadrierung und Raumkoordinaten; der Raum ist etwas außerhalb von uns, vor uns Befindliches. Die Art des Sehens bestimmt das Bewusstsein, macht die Welt zu dem, als was wir sie sehen möchten: zur Außenwelt.

Der logische Diskurs erlaubt nur eine Theorie, die, mit der Erfahrung konfrontiert, falsch sein kann; die, falsifiziert, zu neuen, „bessern“ Theorien führt. Die Suche nach Widerlegbarkeit, d.h. die Festlegung auf eine Wahrheit, wird so zum Motor des menschlichen Fortschritts.

### Wahrnehmen

Wahrnehmung, d.h. nicht-reflektorisches Denken, braucht aber kein objectum. Die Wahrnehmung geschieht auch nicht außerhalb der Welt, sondern in ihr. Der Blick ist nichts Festes, will keine Entscheidung, er sucht das Dazwischen (vgl. den Text „Idem e(s)t diversum“). *Quelque chose plutôt que rien.*

Das Identische, Einzige – und das Andere, Ausgeschlossene, Entgegengesetzte; das Sehen ist ausschließlich; es lässt nicht zu, was nicht gewünscht ist, ordnet ein, will Bedeutung geben, be-greifbar sein; hierfür dienen die Begriffe.

Das Gleiche hingegen erscheint uns als etwas Unfertiges, Unvollkommenes, ihm haftet ein bestimmter Mangel an. Es lässt sich nicht kontrollieren. Es traumatisiert ein auf Ausschließlichkeit gerichtetes Sehen. Es ist das Eine, das gleichzeitig die Möglichkeit birgt, „aus der Rolle zu fallen“: und – und gleichzeitig – oder. Allein die Möglichkeit, dass dies so ist oder irgendwann einmal sein könnte, macht Angst. Es ist das Eine, dessen Innengrenze gleichzeitig Außengrenze ist. Der Blick vermag diese Verschiebungen wahrzunehmen. Dann kennzeichnet die Differenz („différance“) auch kein Fehlen in einem statisch-linearen Sinn (vgl. „rhizom“, Deleuze, Guattari).

Manchmal bezeichnet das Sichtbare dasselbe, sieht aber anders aus, nur weil wir zum Beispiel mit anderen Augen sehen. Der Blick bestimmt nichts, er stellt Fragen ohne be-

stimmbaren Inhalt. Neben dem Element des Unsicheren, Instabilen kommt aber noch etwas hinzu, was dem menschlichen Blick nahekommt: eine zirkuläre Bewegung (keine vertikale Zuspitzung), ein Fließen, ein Auf-dem-Weg-Sein. Hierbei helfen mir u.a. Blickwinkelverschiebungen und sich ändernde Distanzen.

Die Konfliktmontage disparater Gegenstände in meinen Bildern, die methodisch-stilistischen Paradigmenwechsel dienen nicht der Bedeutungsverschiebung oder einer Ausdruckssteigerung, sondern sind die Analogie eines schweifenden Blicks, eines Auges, das in Bewegung ist. Ich möchte somit den Betrachter ins Bild bringen, ihn auf dieser Reise die Distanzen, die Beziehungen zwischen sich und der Welt selbst aufbauen lassen. So wird der Gegenstand in seiner Funktion und Bedeutung unwichtig, wichtig aber in seiner ästhetischen Präsenz und seinen Korrespondenzen.

Im panoramischen Blick verbinden sich Innenwelt und Außenwelt, er lässt die Außenwelt quasi von innen sehen. Die Montageränder bilden eine Art Scharnier, um ins Bild zu treten.

Ich möchte den Blick, der normalerweise die Distanz zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und dem wahrgenommenen Objekt schafft, umdrehen. Die Leinwand ist dann natürlich weiterhin Außenwelt, aber gleichzeitig Reflexionsebene eines Auges, das diese Welt buchstäblich erfindet. Die Bildgegenstände verändern dann ihre Größe, Form, Struktur, Nähe usw. mit dem sich verändernden Blick. Man kann den Raum wie die Zeit nicht sehen; man muss ihn spüren, ertasten, erhinken, erleben, erfahren.

Ich verwende Fotos, Fotokopien und Folien, die ich jeweils mehrfach überzeichne. Die Linie verliert so zunehmend ihren Gegenstandsbezug, sie denotiert vielmehr sich selbst bzw. vorausgegangene Linien und erst in zweiter „Linie“ den ursprünglichen Gegenstand. Die Linie muss gezogen sein.

Bei der ursprünglichen Linie wird die Linie in der Regel da enden, wo auch der Gegenstand endet. Dies trifft für die gezogene Linie nicht zu; sie gehorcht – neben dem ursprünglichen Gegenstand – konvexen und konkaven Beziehungen, also unterschiedlichen visuellen Energien und damit einer sich ändernden Nähe. Dies hat nichts zu tun mit einer frei-rhythmischen, gegenstandsunabhängigen Linie. Dieser fehlt die Präsenz eines durch die ständige Wiederholung sich ereignenden Gegenstandes, der gleichzeitig nicht ist.

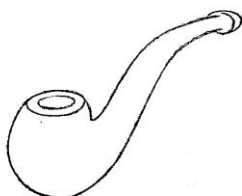


Fig. 1  
dies ist keine Pfeife

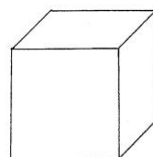


Fig. 2  
dies ist ein Würfel